

„Kátja Kabanová“ – Jenufas lyrische Schwester

VON GERHART ASCHE

Oldenburg. Neben Leoš Janáček's „Jenufa“, die sich inzwischen auch an mittleren und kleineren Bühnen durchgesetzt hat, nimmt seine „Kátja Kabanová“ immer noch eine eher zweitrangige Stellung im Repertoire ein. Dabei hat sie das keineswegs verdient, wie sich jetzt in der musikalisch wie szenisch außerordentlich gelungenen Neuproduktion am Oldenburgischen Staatstheater wieder einmal zeigte.

Man bezeichnet die „Kátja Kabanová“, 1921 in Brünn uraufgeführt, gern als die lyrische Schwester der „Jenufa“ (1904), und der Komponist nennt sie „die allerzarteste“ seiner Arbeiten. Er benutzt subtilste, bisweilen an Debussy erinnernde Orchesterfarben, die Thomas Dorsch mit dem bestens disponierten Oldenburgischen Staatsorchester immer wieder minutiös umzusetzen verstand. Die plastische, kantable Artikulation der einzelnen Instrumentalstimmen, ihr in der Dynamik differenziert abgestuftes Zusammenwirken waren beispiel-



Führt ein unglückliches bis tragisches Leben: Katherina (Valérie Suty). FOTO: ANDREAS J. ETTER

setzend an diesem Abend und wiesen Janáček erneut als einen der großen Klangmaler des 20. Jahrhunderts aus.

Dazu ein Sängersenemble, das sich hören lassen konnte und in der Stimmcharakteristik jeder der einzelnen Rollen einen klaren Umriss gab. Vom ersten stummen

Auftritt an beherrschte Valérie Suty Kátja die Szene, eine verstört Liebende, die mit ihrem Ehebruch seelisch nicht ins Reine kommt und daran zugrunde geht. Ihrem ausdrucksvollen Sopran standen der lyrische wie der dramatische Ausdruck gleichermaßen zur Verfügung. Ihr zur Seite Daniel Ohlmanns Boris mit seinem geschmeidigen, klangvollen Tenor von angenehm jugendlichem Timbre. Kontrastierend zur unerfüllten, verzweiflungsvollen Liebe der beiden das junge, letztendlich glückliche Paar: Stefanie Schaefer mit leidenschaftlich loderndem Mezzo als Varvara und Michael Pegher als Kudrjasch mit charaktervollem Buffo-Tenor.

Die alte Kabanicha, diktatorische Beherrscherin ihrer Familie, war bei Jayne Casselman – auch stimmlich – die zwar autoritäre, aber noch nicht in ihren Grundsätzen und Emotionen restlos versteinerte Figur, als die sie oft dargestellt wird. Ihre Liebe zu ihrem schwächlichen Sohn Tichon (Alexej Kosarev mit angemessen eindimensional timbriertem Tenor) konnte Mitleid erwe-

cken, und ihr derb sexuelles Verhältnis mit Dikoj (Daniel Henriks mit kraftvollem Bass als das Urbild eines alt-russischen Popen) beglaubigten ihre durchaus noch vorhandenen vitalen Kräfte.

Regisseurin Lydia Steier, in Bremen in Erinnerung mit einer provokanten „Madame Butterfly“, in Oldenburg mit einem in Barockglanz schwebenden Händelschen „Saul“, hatte eine faszinierende Optik für das Werk entwickelt. Mit Hilfe der Drehbühne (Flurin Borg Madsen) schnell wechselnde Bilder evozierten eine Realität, die immer wieder von alpträumenhaften Zügen durchbrochen wird. Eine gespenstisch anmutende Folklorepuppen-Manufaktur, ein beengtes Zimmer, ein künstlich wirkender gemalter Landschaftsprospekt – all das trägt dazu bei, eine ungemein dichte Atmosphäre aufzubauen. Dazu eine plastische, oft im Clair-obscur verharrende Lichtregie (Philipp Wiechert) und eine äußerst lebendige Personenführung. Das Publikum jubelte den kurzen Abend mit enthusiastischen Bravos.

Erschienen am: 12.03.2012

in: Weser Kurier
